

The background of the book cover is a photograph of a white, textured stone wall. On the left, there is a dark wooden door with a decorative pattern. To the right of the door, a blue pot holds several plants, including a large, bushy red-flowered plant and a hanging plant with green, cone-shaped seed pods. The top of the image shows some green foliage and a glimpse of a blue sky.

Marianne Ach

Der Atem deines Landes

Leseprobe



Marianne Ach wurde 1942 in Eslarn in der Oberpfalz geboren. Sie arbeitete in jungen Jahren als Kindergärtnerin und Katechetin. Nach einem späten Studium wurde sie Realschullehrerin für Deutsch und Religion und unterrichtete in München. Neben dem Schuldienst schrieb sie Erzählungen, seit ihrer Pensionierung widmet sie sich ganz der Schriftstellerei. Marianne Ach lebt in München.

Erster Sturmtag

Regenwände

Der Regen kam plötzlich und löschte alles aus, was sich ihm entgegenstemmte: das Sommergeschrei, die leichtsinnig dahingesprochenen Worte, den trägen Wellengang des Meeres, das lustvolle Treiben derer, die nicht an morgen denken wollten.

Spiros, stolzer Besitzer einer Wohnanlage, steht ratlos vor seiner Türe: Meine Gäste werden in ihren Appartements bleiben müssen, denkt er. Er macht eine müde Bewegung Richtung Meer. Die Unwetterwarnung hatte er fast gleichgültig hingenommen.

Ti na kanume? Was kann man machen? Wer hat schon ein Anrecht auf dauerhaft schönes Wetter? Es ist mitunter herrisch und unberechenbar.

Seit Stunden regnet es in Strömen. Die Wellen überschlagen sich mit blindem Eifer, Tiere

verstummen. Pflanzen knicken ein. Himmel und Erde gehen ineinander über. Es gibt kein Oben und Unten mehr, keine Klarheit, keine Linie, keinen Halt.

Fischer waren mit oder ohne Beute an die Küste zurückgefahren, Schwimmer hatten eilig das Meer verlassen. Ein starker Wind setzte ein, brachte alles zum Wanken, was nicht fest verankert oder verwurzelt war.

Fußgänger flüchteten in ihre Häuser, Autos kamen nur langsam vorwärts, Äste brachen ab, fielen auf die Straße. Der Himmel ist von einem trostlosen Grau.

Die melancholische Eleni schließt Türen und Fenster, wärmt sich am Kamin und denkt an bessere Zeiten. Sie ist schwerhörig, besitzt viel und doch wenig, bewohnt ein Häuschen mit einem großen Garten. In dem sauber gekehrten Hof stehen ein alter Kühlschrank und eine verrostete Waschmaschine. Auf dem Kamin im Wohnzimmer sind vergilbte Fotos – Ahnen und

Urahnen dicht aneinandergereiht, mit denen sie spricht, wenn ihr keiner zuhört und wenn das Herz überläuft.

Die ganz Alten sitzen im Kafenion, spielen unablässig mit ihrem Komboloi und lästern über die Jugend, die sich nicht mehr zu benehmen weiß. Sie debattieren auf hitzige, teils unüberlegte Art über den Verfall der Sitten, trinken ein Gläschen Wein nach dem anderen, resignieren wortreich und mit banalen Wiederholungen.

Die Geschiedene am Ortsrand, die immer noch nicht auf Männer verzichten kann, hat sich einen Liebhaber ins Bett geholt, mit dem sie sich Spiele ausdenkt, die selbst sie als unanständig bezeichnet.

Alleinstehende Frauen beklagen ihren Zustand, der ihnen nichts gelassen hat außer Langeweile und Verdruss.

Neben der Wohnanlage von Spiros wohnt ein Verrückter, der jeden Abend mit seiner

Faust auf den Stumpf einer Palme einschlägt, die Musik so laut aufdreht, dass die Fischer sich gestört fühlen und ihn beschimpfen. Manchmal tanzt er.

Wenn es tagelang regnet und stürmt, starrt jeder den Himmel an, erinnert sich an Kindergebete, die mit „Lieber Gott“ beginnen, lässt keinen Zweifel daran, dass dieser Gott tatsächlich helfen kann, um mit einer einzigen sanften oder zornigen Bewegung den Horizont leerzufegen.

Auch heute sieht Spiros seine Frau über das Meer näher kommen. Die Erscheinung dauert nur Sekunden. Sie ist hauchdünn, aber glasklar.

Darüber zu reden ist gefährlich. Es könnte der Eindruck entstehen, dass ich mein Leben nicht mehr im Griff habe.

Irene, die Strandgutsammlerin – keine Muschel war ihr zu klein, keine Wurzel zu unscheinbar, kein Stein wertlos. Auf unseren Fensterbrettern standen Gläser voll mit all dem,

was ihr Herz erfreute. Sie malte Steine an und sagte: Alles muss ein Gesicht haben, durch mich einen Hauch von Leben bekommen.

Kannst du nicht damit aufhören?, fragte ich sie manchmal.

Solange die Welt besteht, nein.

Die Welt besteht weiter, auch ohne meine Frau. Sie ist seit drei Jahren tot.

Irene war ein wunderbarer Mensch, sagt er zu jedem, der es hören will. Und für diesen einen Moment füllen sich seine Augen mit Tränen.

Was ist schon wirklich vorbei?

Sie konnte geduldig den Wellengang betrachten oder dem Flug einer Möwe folgen. Vielleicht war es Heimweh, diese Art von Heimweh, das wir alle in uns tragen, wonach auch immer und wie auch immer.

Irene war anders als andere Frauen, inkonsequent, verträumt und zugleich realistisch. Sie hatte Tage, an denen sie stundenlang kochte, dann wieder stundenlang las. Und wenn sie ein

Gedicht fand, das ihr besonders gefiel, sagte sie: Ein Gedicht macht keine Umwege. Es ist direkt und schmerzhaft. Ein Roman dagegen zieht sich in die Länge und Breite, da geht einiges verloren. Sie wollte auch griechische Gedichte lesen, legte sie resigniert zur Seite: zu schwer für mich, Metaphern, die ich nicht verstehe. Fand dann doch einen Satz, der sie berührte. Sie schrieb die Zeile ab, legte den Zettel in ihre Schublade.

Kann ich ihn lesen?

Das ist nur für mich, sagte sie zornig.

Wenn ihr danach war, lud sie die ganze Verwandtschaft ein, auch Nachbarn, sogar Fremde, die zufällig am Strand entlanggingen, oder jene, die aus irgendwelchen Gründen allein lebten und sich einsam fühlten.

Die Stühle müssen besetzt sein, sagte sie, kein leerer Platz, das sieht nach Geiz aus. Sie kochte deutsche oder griechische Gerichte. Je nach Lust und Laune. Im Allgemeinen war sie schnell und praktisch, konzentriert und heiter.

Spiros geht ans Fenster und schaut hinaus.

Das Meer tobt, wirft rücksichtslos alles an Land, was es auf Dauer nicht duldet. Bäume wehren sich gegen die Kraft des Windes, bewahren nicht immer ihre Standhaftigkeit. Äste knacken. Blätter fallen schwer vor Regen zu Boden.

Das Seegras, an die Küste geschwemmt, wird in kurzer Zeit seine Farbe verlieren. Es ist nutzlos geworden, während es sonst im Meer einen Brutplatz für Fische bildet.

Eine Katze miaut. Er öffnet ihr die Türe: Komm rein, sagt Spiros, zu zweit ist es leichter.

Die Katze verkriecht sich unter einem rostigen Blechdach, sieht ihn fast mitleidig an.

Ich weiß, du kannst besser für dich sorgen als ich.

Seit Irene nicht mehr da ist, kommen die Katzen nur selten ins Haus, streunen herum, suchen vergeblich nach einer Hand, einer Stimme, einem Gesicht.

Die Feriengäste stehen am Fenster und warten. Worauf warte ich?, denkt Spiros. Auf eine Frau? Auf ein neues Glück?

Er wagt nur wenige Schritte bis zur Terrasse, spürt kalte Tropfen auf seinem Gesicht und auf seiner Haut.

Sich abkühlen und beruhigen, denkt er. Was besänftigt mich schon? Die gemeinsam verbrachten Jahre? Der Trost, dass unsere Ehe nicht gescheitert war? Meine Kinder?

Irene war etwas größer als ich. Beweglicher, anspruchsvoller und mitunter von rätselhafter Trauer. Sie lebte nicht immer in der Gegenwart, ließ sich öfter dazu hinreißen, weit in die Zukunft zu denken oder in eine Vergangenheit, die etwas in sich barg, was ich verstehen wollte, aber nicht verstand.

Es gibt da eine, denkt er und zuckt zusammen. Irene hätte nichts dagegen, das weiß ich. Und trotzdem.

Spiros geht ins Haus zurück.

Das Innere wirkt eher bescheiden. Drei Räume im Erdgeschoss, eine kleine Küche, eine Dachkammer, nicht sehr groß, aber praktisch eingerichtet. An den Wänden hängen nur wenige Bilder, ohne hohen künstlerischen Wert, dafür voller Erinnerungen. Das Sofa ist abgewetzt. Die Einrichtung alt.

Irene war gegen das Wegwerfen, denkt er. Ich bin es auch.

Spiros setzt sich auf das Sofa, richtet die Kissen, sein Inneres, das immer wieder in Unordnung gerät, betrachtet die Bilder, als sähe er sie zum ersten Mal. Drucke von bekannten und unbekanntem Künstlern. Zwei Aquarelle, die Irene selbst gemalt hatte, ein Siebdruck.

Bilder sind wie Melodien, sagte sie einmal zu mir.

Dann schreib sie auf.

In diesem Moment gehören sie mir nicht mehr. Ich habe sie alle in mir.

Was gehörte ihr außerdem? Ihr Innenleben. Manchmal hatte sie ihre schweigsamen Phasen und wirkte auf mich wie eine Wand ohne Durchbruch.

Der Abstand zu ihr wächst. Irgendwann werde ich nicht mehr wissen, wie sie aussah, werde ich den Ton ihrer Stimme vergessen haben, ihren Geruch, ihren tänzelnden Schritt, all das, was sie ausgemacht hat, was nur zu ihr gehörte.

Irene hatte schon öfter Sturmtage erlebt. Sie ging immer wieder ins Freie, ließ sich vom Regen durchpeitschen, das Kleid klebte an ihrem Körper, die Haare waren zerzaust. Ihr Blick voller Seligkeit und Weltvergessenheit. Sie sah belustigt dabei zu, wie die Wellen die Grenze zum Garten überschritten, ließ sich die Füße lecken und sagte: Halt, jetzt ist es genug.

Die Wellen schwappten trotzdem über unsere Terrasse, kamen spürbar näher.

Der Himmel und das Meer lassen sich nicht

dirigieren, nicht einengen. Sie lassen sich nicht auf menschliche Befehle herab, auch nicht auf göttliche. Sie tun, was ihnen beliebt, sagte ich zu ihr und umarmte sie.

(...)

Spiros hatte die Gäste rechtzeitig gewarnt. Gehen Sie in Ihre Appartements, bevor Sie völlig durchnässt werden!

Vielleicht kommt das Unwetter gar nicht, hatte Frau Langer geantwortet, die seit drei Wochen ihren Urlaub in diesem unbedeutenden Dorf verbrachte, sich exzentrisch gab und alle spüren ließ, dass sie etwas Besonderes war.

Alles wird ausgelöscht, dachte Frau Gernot, lief rasch zum Haus, die anderen folgten. Nur das Kind Melanie zögerte noch, wurde vom Vater rasch an der Hand genommen, bevor es zu schütten begann. Christian, der Einzelgänger, ging mit seinem Fotoapparat durch den Garten,

um den Anfang einer Verwüstung zu dokumentieren und sein Inneres neu zu ordnen.

Simone war längst verschwunden. Sie wusste aus Erfahrung, dass es klug war, sich rasch ins Trockene zu bringen.

Schließen Sie die Türen und Fenster!, rief ihnen Spiros noch hinterher.

Der Wind hat seine Stimme schon Gott weiß wohin getragen.

Das Unwetter begann zu toben. Die Gäste saßen ratlos auf fremden Stühlen und durchgelegenen Matratzen. Oder sie gingen auf und ab und warteten auf das Vergehen der Zeit.

Das kann nicht lange dauern, dachten sie und meinten: Es darf nicht lange dauern. Wir sind im Urlaub und haben ein Anrecht auf schönes Wetter und sonnige Tage.

Sie täuschten sich, wie sie sich auch über manches andere im Leben getäuscht hatten.

Die Sehnsucht nach der Fremde fing bei mir schon an, als ich kurz vor dem Abitur stand. Ein schleichender Prozess, der nicht mehr aufzuhalten war. Meine Gedanken veränderten sich, auch meine Art zu gehen und mich auszudrücken. Mein Blick war in die Ferne gerichtet, meine Bewegungen ausladend und frei. Ich sagte plötzlich Worte, die ich sonst nicht benutzte. Sie umkreisten mich wie Stechmücken, die keine Ruhe geben, die in unbewachten Momenten zubeißen und ein unangenehmes Jucken auf der Haut hinterlassen.

Die Sehnsucht wurde größer.

Ich muss mich entscheiden.

Veränderungen im eigenen Inneren, die immer mehr nach außen drängen, verraten uns, bevor wir selber davon wissen, dachte er, ohne sich darüber zu wundern.

Jahre vorher träumte ich von einer Liebe, die ich noch gar nicht kannte.

Die echte Liebe wirft einen langen Schatten,

umgarnt dich, hüllt dich ein, dachte ich und nahm heimlich Deutschunterricht.

Ich werde fortgehen, sagte ich an einem Abend zu meinem Vater, als die Olivenernte noch nicht begonnen hatte.

Ich will nach Deutschland.

Jetzt war es gesagt, das Wort, das einen metallenen, eigenwilligen Klang hatte.

Nach Deutschland, wiederholte die Mutter und weinte.

Nach Deutschland, schrie der Vater und schlug mit der Faust auf den Tisch, dass die Gläser klirrten.

Besseres ist dir nicht eingefallen? Eine geradezu lächerliche Idee. Und die Sprache?

Ich habe schon damit angefangen, sie zu lernen.

Heimlich? Du bist nicht mehr mein Sohn. Und wir – er deutete dabei auf sich und die Mutter – sind nicht mehr deine Eltern.

Ihr seid selbstständig genug.

Und Freunde?

Die gibt es überall.

Und was willst du dort?

Studieren.

Und deine Zukunft?

Groß und unbestimmt.

Vater sah mich fast feindselig an. Mutter schwieg.

Ich komme wieder zurück. Das verspreche ich euch.

Mit einer Fremden?

Vielleicht sogar mit einer Ehefrau.

Untersteh dich! Du machst einen gewaltigen Fehler.

Ich will meine Fehler ohne die Unterstützung anderer machen.

Als ich ging, war der Himmel blau, unser Haus stumm. Im Garten wuchs das Gemüse, reiften die Früchte. Mutter schluchzte, packte ein, was ich dort, wie sie sagte, brauchen würde. Sie drückte mir beim Abschied verzweifelt die

Hand, umarmte mich wie einen, der auf Dauer verloren ist.

Vater sah verschämt zur Seite.

Komm wieder zurück! Wir werden älter.

In Deutschland gab es nicht nur einen Anfang, sondern gleich mehrere: zaghaft, feige, vielversprechend und voller Wahnsinn.

Mein erster Freund war Tom, zuverlässig, verrückt nach Frauen, immer einen lockeren Trinkspruch auf den Lippen.

Es gibt Frauen, sagte er zu mir, die eine klare Struktur haben, und andere mit vielen Geheimnissen, denen du nicht auf die Spur kommst, auch wenn du öfter mit ihnen geschlafen hast. Was bevorzugst du?

Beides.

Dann wirst du scheitern.

Ich musste mich erst eingewöhnen. Die Stadt kennenlernen, ihre Eigenheiten, ihre Hektik, ihren Verdruss und ihre Dunkelheit.

Ich wohnte in einem Haus mit fünf Stock-

werken, das einen klapprigen Aufzug hatte und in dem ein träger Hausmeister nachlässig seine Pflichten erfüllte. Manchmal umgab mich eine Totenstille, als würden die Mitbewohner nicht wirklich leben, sondern wie Schatten an mir vorbeihuschen. Wenn ein Kind weinte oder die Treppen lärmend hinauf- und hinunterlief, fühlte ich mich heimisch. Und wenn ein Fest gefeiert wurde, laute Musik durch die Wände drang, versuchte ich ein paar Tanzschritte und bekam Heimweh. Wie oft haben wir zu Hause Feste gefeiert mit der ganzen Sippschaft, mit Nachbarn, Freunden, Arbeitskollegen des Vaters! Wir haben getrunken, gelacht, Schwüre ausgesprochen, die nicht einzuhalten waren. In uns war der Leichtsinn mehrerer Generationen.

Ich begann zu studieren, merkte sehr bald, dass mein Deutsch dafür nicht ausreichte, nahm zusätzlich Sprachunterricht. Schief zum Teil nur fünf Stunden. Fand Kommilitonen,

die ähnliche Schwierigkeiten hatten wie ich. Wir bearbeiteten die Vorlesungen gemeinsam, hatten hochtrabende Pläne. Am Abend gönnten wir uns gezügelte Ausschweifungen, wie es Mark immer nannte, machten unanständige Witze, waren voller trügerischer Illusionen, ohne die kaum einer existieren kann.

Ich gewöhnte mich an die vielen Baustellen, an überfüllte Verkehrsmittel, an Menschen, die einander nicht kannten und auch nicht grüßten, an Flüchtigkeit und Hektik, an Professoren, die unfähig oder geistig abgehoben waren, Kommilitonen, die sich durch alles durchmogelten. Immer wieder war ich nahe daran aufzugeben, zurückzukehren und Olivenbauer zu werden.

Meine Eltern waren gekränkt. Schwiegen meist ins Telefon, erpressten mich mit Versprechungen, von denen ich wusste, dass sie nicht einzuhalten waren, wollten mich enterben, wenn ich nicht bald zurückkäme. Was besaßen

wir schon? Olivenhaine, ein altes Haus. Einen Garten. Ein Grundstück. Gespartes.

(...)

Bei einem Straßenorchester habe ich Irene zum ersten Mal getroffen. Ein Zufall?

Vielleicht, sagte sie, hakte sich bei mir unter und ging mit mir ganz selbstverständlich die Fußgängerzone entlang.

Der Himmel will etwas von uns, sagte sie. Ein Satz, den ich bis heute nicht verstehe.

Was uns letztlich zusammengeführt hat, war ein Tanzabend in einem der eher unscheinbaren Tanzlokale. Dort waren vorwiegend ältere Herrschaften, die sich noch einmal bewiesen, was sie konnten.

Ich bin kein guter Tänzer. Mitunter fehlt mir die Ursprünglichkeit, die Leidenschaft, dieses Spontane, Extrovertierte. Bei mir ist vieles gewollt. Das hat mir Irene später oft vorgeworfen:

Du willst alles im Voraus festlegen, das Leben lässt sich nicht planen.

Sie hat recht gehabt.

Wir mieteten uns eine Zweizimmerwohnung unter dem Dach.

Damit du dem Himmel näher bist, sagte sie.

Und du?

Ich möchte dem Meer näher sein. Aber das kommt später.

Woher willst du das wissen?

Das sagt mir mein Instinkt.

Der neue Roman von Marianne Ach



erhältlich in Ihrer Buchhandlung
und unter www.lichtung-verlag.de



**Eine bewegende Lebensgeschichte,
eine Liebe zwischen Deutschland und
Griechenland:**

Ein heftiger Sturm wühlt das Innenleben des Griechen Spiros auf. Er denkt zurück an seine Zeit in Deutschland und an seine verstorbene Frau Irene, mit der er sich in Griechenland eine Wohnanlage für Feriengäste aufgebaut hat. Ein Teil seiner Frau ist Spiros jedoch immer fremd und rätselhaft geblieben.